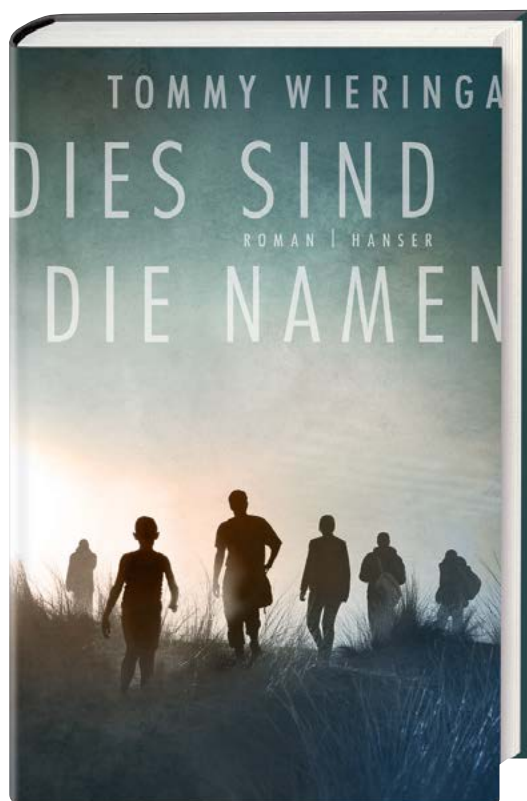


Leseprobe aus:

**Tommy Wieringa**  
**Dies sind die Namen**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2016

HANSER





TOMMY WIERINGA

DIES SIND  
DIE NAMEN

Roman

Aus dem Niederländischen  
von Bettina Bach

Carl Hanser Verlag

Die niederländische Originalausgabe erschien  
2012 unter dem Titel *Dit zijn de namen*  
bei De Bezige Bij in Amsterdam.

Der Verlag dankt der niederländischen Stiftung für Literatur  
für die großzügige Förderung der Übersetzung.

**N**ederlands  
letterenfonds  
dutch foundation  
for literature

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-446-24739-0

© Tommy Wieringa 2012

Originally published with De Bezige Bij, Amsterdam

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 2016

Satz: Gaby Michel, Hamburg

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C014889

Für Hazel, für Zoë

Der Meister sprach: »Solange die Eltern leben, soll man nicht in die Ferne reisen. Und wenn man verreisen muss, soll man sie wissen lassen, wohin man geht.«



HERBST





# KAPITEL 1

## DAS WIRKLICHE DING

Pontus Beg war nicht auf die Weise alt geworden, wie er es sich vorgestellt hatte. Etwas fehlte. Es fehlte sogar eine ganze Menge. Als kleiner Junge war er eine Zeitlang mit einer Schutzbrille auf der Nase über den Hof seines Vaters spaziert, die Hände hinter dem Rücken verschränkt – so hatte er sich das vorgestellt. Manchmal hatte er einen Ast als Spazierstock genommen. Sein größter Wunsch war es gewesen, alt zu sein, langsam und bedächtig. Ein Kapitän, der Stürme gelassen übersteht. Als weiser Mann sterben.

Dann entzündeten sich beide Nasenflügel, und er beschloss, die Brille auf die Schleifmaschine in der Scheune zurückzulegen und das Alter in Ruhe abzuwarten, statt ihm entgegenzurennen.

Wie ein alter Mann fühlte er sich erst, seit er einen kalten Fuß hatte. Er war dreiundfünfzig, noch zu jung, um wirklich als betagt zu gelten, doch er las die Zeichen. Ein Nerv im unteren Rücken war eingeklemmt. Seither fühlte sich sein linker Fuß immer kalt an. Morgens im Bad sah er, dass seine Füße eine unterschiedliche Farbe hatten. Der rechte war rötlich, wie es sich gehörte, aber der linke war ganz blass. Wenn er ihn drückte, spürte er fast nichts. Als wäre es gar nicht sein eigener. Sterben beginnt bei den Füßen, dachte Beg.

So würde er aussehen, der Weg zum Ende: ein allmähliches Auseinanderdriften von Körper und Geist.

Der Name ist der Gast des wirklichen Dings, hatte ein Philosoph aus dem alten China gesagt, und so empfand er, Pontus Beg, es in zunehmendem Maße – er war der Gast und der Körper das wirkliche Ding. Und nun begann dieses Ding also, sich seines Gastes zu entledigen.

Die Tage werden kürzer, das Leben kehrt sich nach innen. Nachts bleiben die Gewitterschauer lange über der Ebene hängen. Beg steht am Fenster und sieht dem Unwetter hinterher. Es wetterleuchtet in der Ferne, ein Netz glühender Risse am Himmelsgewölbe. Mit einem warmen und einem kalten Fuß steht er auf dem PVC und merkt, dass er sich noch nachschenken muss, um wieder einschlafen zu können.

Je älter er wird, desto mehr entwickelt sich der Schlaf zu einem unzuverlässigen Freund.

Sein Wohnblock steht am Rande der Stadt. Sie sollte eigentlich nach Osten erweitert werden, es gab halbherzige Bauvorbereitungen, aber dann hatte sich das zerschlagen, und so sieht er immer noch auf einen Wildwuchs von Schuppen und Gemüsegärten und die unermessliche Weite der Steppe dahinter. Das ist zwar ein Zeichen von Stillstand, aber von ihm aus kann es so bleiben, er mag diesen Blick.

In der kleinen Küche holt er die Flasche Kubanskaya aus dem Tiefkühlfach und schenkt sich ein. Er ist kein schwerer Trinker, im Gegensatz zu den meisten Menschen östlich der Karpaten mäßigt er sich.

Dann kehrt er ans Fenster zurück und sieht mit unbeständigen Gedanken in den Köcher der Nacht.

Im Schlafzimmer hustet seine Haushälterin. Einmal im Monat nimmt er sie für eine Nacht in Beschlag, allerdings gibt dieser Ausdruck ihr Verhältnis nicht richtig wieder. Zutreffender wäre es zu sagen, dass sie sich eine Nacht pro Monat mit Beschlag belegen lässt. Sie bestimmt, welche Nacht, immer irgendwann vor ihrer Menstruation. Die Rechentafel ihrer Fortpflanzungsorgane ist ihm ein Rätsel, er denkt lieber nicht darüber nach. Er hört es dann schon, wenn es so weit ist.

Ihre fruchtbaren Tage reserviert seine Haushälterin für ihren Verlobten, einen zehn Jahre jüngeren Lkw-Fahrer. Mit Containern voller Gebrauchsartikel aus dem Reich der Mitte pendelt er in die

Hauptstadt, von dort ergießt sich der Ramsch dann wie eine Flutwelle über die Basare im ganzen Land. Geduldig wartet Sita auf den Tag, an dem er ihr einen Heiratsantrag macht.

Egal, was die beiden anstellen, sie wird und wird nicht schwanger – wenn es so weitergeht, bleibt Sita kinderlos. Sie verbringt eine Menge Zeit auf Knien in der Benediktinerkirche. Inmitten goldener Heiligenfiguren und Plastikblumen betet sie inständig um ein Kind. Der Priester im Beichtstuhl belauscht die Geheimnisse der Leute; wenn er in seiner schwarzen Kutte die Stufen hinabsteigt, zeichnet seine Hand ein Kreuz über ihrem Kopf, und er segnet sie und die knienden Bauersfrauen mit ihren bunten Kopftüchern. Sie spürt das Brennen des Kreuzes auf ihrem Scheitel – bestimmt wird der Samen in dieser Nacht erblühen.

An der dünnen Kette um ihren Hals baumeln neben einem goldenen Kreuz auch die Medaillons der für Fruchtbarkeit zuständigen Heiligen.

Frauen sind die Lasttiere des Glaubens, denkt Pontus Beg, auf ihren Rücken tragen sie das Heilige durch die Welt.

Nie konnte er Sita dazu bewegen, ein Auge zuzudrücken und ihm eine fruchtbare Nacht zu schenken. Er ist der festen Überzeugung, dass der Fahrer der Versager ist. Es liegt am Laster, das ständige Sitzen tut Männern nicht gut. Es quetscht ihnen die Eier ab.

Ein Kind? Will er denn ein Kind?

»Komm bloß nicht auf dumme Gedanken, Pontus«, sagt Sita.

Er meint es nicht ernst, glaubt sie, und falls doch, sollte er es lieber nicht tun.

Beg schätzt ihre Dienste im Bett höher als die außerhalb. Sie ist keine gute Haushälterin. Statt zu putzen, räumt sie auf. Ein Pott Schmierseife reicht bei ihr für ein ganzes Jahr. Der Zeitpunkt, an dem er etwas hätte sagen können, ist längst vorbei – Gewohnheit hat die Verhältnisse gefestigt, daran ist nicht mehr zu rütteln. So wie es jetzt ist, wird es immer bleiben. Sie räumt auf, und er hält den Mund.

Wenn Sita bei ihm ist, trinkt er mehr als sonst. Dann sitzen sie zusammen am Tisch und rauchen und reden. Er erzählt ihr Anekdoten, in denen sie völlig aufgeht. Sie lacht und gruselt sich, eine dankbare Zuhörerin. Manches hat er im Laufe der Jahre drei oder vier Mal erzählt, doch sie mag seine Geschichten aus dem Leben eines Polizeibeamten. Zusammen mit Sita stimmt ihn Alkohol nicht nostalgisch, sondern fröhlich und übermütig. Er sehnt die Abende mit ihr herbei, sie sind die Höhepunkte seines Lebens.

Dann legen sie sich ins Bett. Das Licht geht aus.

Wenn sie bei ihm ist, liegt er oft wach. Er fragt sich, ob er nicht schon zu lange allein ist, um sich daran zu gewöhnen, dass jemand neben ihm liegt.

Das zum einen, und dann noch die andere Sache.

Im Schlaf unterhält Sita eine lebhaft Beziehung zu ihrer Mutter. In seinem Bett geht es nachts hoch her. Zuerst, nach der Liebe, schlafen beide für eine oder zwei Stunden. Dann fängt es an. Dann setzen die beiden Frauen das durch den Tod abrupt unterbrochene Gespräch fort. Beg weiß noch, wie er sie zum ersten Mal nachts reden hörte. Eine Weile hatte er dem Teil der Unterhaltung gelauscht, der sich in dieser Welt abspielte, ohne zu wissen, wer sich auf der anderen Seite befand. Es drehte sich nicht um tiefgründige Geheimnisse aus dem Jenseits, nur um den Preis des Mehls, die Qualität der Eier und darum, welch eine Schande es für Frauen in Kauflaune darstellt, dass die Geschäfte andauernd leer sind. Wie bei einem Telefonat, dem man leicht folgen kann, auch wenn man nur eine Seite hört.

Als Beg es nicht mehr aushielt vor Langeweile, rüttelte er sie wach.

»Du sprichst im Schlaf.«

Sie hatte sich aufgesetzt und geschimpft: »Du hast uns unterbrochen, Pontus! Wie soll ich sie denn jetzt wiederfinden?«

Seither verlässt er das Bett, wenn ihm das Geschwätz zu viel wird, wie heute Abend. Mit einem warmen und einem kalten Fuß steht er am Fenster und starrt auf das Unwetter über der Steppe.

## KAPITEL 2

### NACH WESTEN

Am Himmel über der Steppe krachte es. Im Windschatten einer niedrigen Sanddüne lag eine kleine Gruppe Menschen zusammengekauert im Unwetter. Ihre Kleidung war durchnässt, sie waren bis auf die Knochen durchgefroren. So hatten sie schon unzählige Nächte auf die Rückkehr des Tages gewartet, wie die ersten Menschen auf Erden, geduckt unter dem wütenden Himmel. Doch die Nacht wollte nicht enden. Die Dunkelheit erstreckte sich bis zum Rand der Welt, die Erde hatte aufgehört, sich zu drehen, es würde keinen neuen Tag mehr geben.

Fünf Männer, eine Frau und ein Kind. Sie wussten nicht mehr, weshalb sie sich jeden Tag von Neuem in Bewegung setzten – mechanisch wie Sonnenblumen folgten sie dem Lauf der Sonne. So wie sie auch atmeten, gingen sie eben.

Immer weiter nach Westen mussten sie, hatte der Mann gesagt.

Das war lange her. Trockenheit herrschte in der Ebene, die Sonne brannte die Erde sauber. Morgens leckten sie den Tau von der Plastikfolie, die sie abends zu diesem Zweck ausgebreitet hatten, den Rest des Tages lebten sie mit verzweifelterm Durst. Einem Durst, der jeden Gedanken beherrschte, der einem kühle Wasserstellen vorgaukelte, den Klang tropfender Wasserhähne in die Ohren zauberte. Sie flehten um Regen. Jedes Wort aus ihrem Mund schmeckte nach rostigem Eisen. Das Kind, ein Junge, nahm die Haut an seinem Unterarm zwischen Daumen und Zeigefinger und zog sie hoch. Die Haut blieb stehen, mit einem scharfen Knick wie ein gefaltetes Blatt Papier.

Im Norden sahen sie graphitfarbene Wolken, doch die Wolken kamen nie näher.

Trotzdem kam eines Tages der Regen.

Zuerst wenig, ein paar Tropfen, die sie willkommen hießen wie Brot vom Himmel. Sie tanzten unter den Wolken, jeder Tropfen ein Gebet. Ihr Durst wurde gestillt. Es fiel mehr Regen, als es Gebete gab. Dann beteten sie um einen trockenen Tag, eine Nacht, in der ihre Kleider nicht bis auf den letzten Faden durchnässt würden. Auf dem Gesicht des Jungen glühte Fieber. Ein paar Mal hatte die Frau geglaubt, dass er es nicht bis zum Morgen schaffen würde, doch jedes Mal stand er wieder auf und ging weiter. Mit aller Macht wollte er zu denen gehören, die übrig blieben, denen, die es schafften.

Die Träume, mit denen jeder von ihnen aufgebrochen war, waren nach und nach verdorrt und eingegangen. Sie unterschieden sich in Größe und Gewicht, lebten bei manchen länger fort als bei anderen, aber am Ende waren sie alle zunichte. Die Sonne hatte sie pulverisiert, der Regen spülte sie weg.

Der Junge sah Flugzeuge am Himmel. Er folgte ihrer Bahn mit den Augen. Noch nie hatte er eines von nahem gesehen, doch er wusste von dem Wunder, dass Reisende in einer Welt ein- und in der anderen wieder ausstiegen; dazwischen lagen nur wenige Stunden. In seinem Bergdorf waren Flugzeuge Punkte am Himmel, sie zogen weiße Schleppen hinter sich her. Ein Onkel war nach Amerika geflogen und nie mehr zurückgekehrt. Später waren seine Tante und fünf Cousins und Cousinen hinterhergereist.

Der Junge hatte einen Flieger aus Holz und Eisendraht gebaut, sein Bruder fragte: »Wie soll denn ein Flugzeug fliegen, das Propeller *und* einen Düsenmotor hat?«

Er versuchte, ihm die unterschiedlichen Grundprinzipien zu erklären, gab aber nach einer Weile auf, weil er es selbst nicht genau wusste.

Sein Bruder war dageblieben. Er war körperlich schwach. Also hatten sie ihn losgeschickt, obwohl er zwei Jahre jünger war. Er war für die große Reise als geeignet befunden worden. Nicht mit dem

Flugzeug, sondern über Land. Das Reisegeld steckte vorn in seinen Schuhen. Das Paar, das er bei seinem Aufbruch getragen hatte, war längst verschlissen und unbrauchbar. Als ein Mann in der Ebene gestorben war – da waren sie noch viele –, hatte er ihm die Schuhe weggenommen. Vorsichtig hatte er sie ihm von den Füßen gestreift, aus Angst, der Tote könnte auf einmal die Augen aufreißen und laut rufen: »Hilfe! Ein Dieb!«

Doch der Mann blieb tot, und deshalb gehörten sie nun ihm, die beiden großen, verstaubten ADYDOS-Sportschuhe.

Der Tag kam mit schmutzigem Licht. Sie setzten ihre steifen Gliedmaßen wieder in Bewegung. Morgens war der Sand schwer und nass, das Gras schlug ihnen gegen die Beine.

Im Lauf des Vormittags machte der Junge einen wichtigen Fund. Eine Zigarettenschachtel, halb unter dem Sand begraben. Plastiktüten wurden in die Steppe geweht und verfangen sich im Gestrüpp, nicht aber Zigarettenschachteln, die wurden auf den Boden geworfen und blieben liegen. Also gab es noch irgendwo andere Menschen, vielleicht waren sie sogar hier gewesen, er hielt den Beweis ihrer Existenz in der Hand! WESTERN stand in verblassten roten Buchstaben auf der Schachtel. Unter der Zellophanhülle hatte sich Kondenswasser gebildet. Vielleicht würden sie ja endlich auf das langersehnte Dorf stoßen oder auf eine kleine Stadt, die sich schon aus der Ferne mit einem funkelnden goldenen Zwiebelturm ankündigte. Er schüttelte den Sand aus der feuchten Schachtel und steckte sie in die Tasche. Dort waren schon ein halbmondförmiger Stein und das Messer, das sein Bruder ihm geschenkt hatte. Er hatte Eisendraht um den Griff gewickelt, die Klinge war von kleinen Rostlöchern zerfressen. Nachts umklammerte der Junge das Messer. Mit einem freudigen Schaudern stellte er sich vor, es jemandem ins Herz zu bohren.

Seine Finger strichen übers Zellophan. Am liebsten hätte er der Frau von seinem Fund erzählt, doch er presste die Lippen zusammen. Andernfalls würde der Zauber brechen. Das Zeichen war nur



für ihn bestimmt. Es würde nur wirken, wenn er schwieg. Sonst nicht. Dann würden sie noch jahrhundertlang über die Ebene irren. Und er wäre daran schuld, weil er den Mund nicht gehalten hatte.

Sie schleppten sich durch den Sand. Unabsehbar war die Weite, die sie durchquerten. Die Landschaft vor ihnen war genau dieselbe wie die hinter ihnen, und die zur Rechten unterschied sich in nichts von der zur Linken. In der Steppe waren der Himmel über ihrem Kopf und der Boden unter ihren Füßen die einzigen Anhaltspunkte.

Schnell wurden ihre Schritte hinter ihnen ausgelöscht. Sie waren auf der Durchreise, hinterließen keine Spuren und keine Erinnerung.

Als der große Mann gegen Mittag schrie, er sehe ein Dorf – »Häuser! Da! Ein Dorf! Ein Dorf!« –, wunderte sich der Junge nicht. Er wäre zwar fast vor Freude geplatzt, aber überrascht war er nicht.

Er stürmte voran, in die Richtung, in die der große Mann mit zitternder Hand wies. »Wo?«, rief er.

»Da!«

Der Junge sah nichts, doch er rannte in die angegebene Richtung. Der große Mann entdeckte immer alles früher als die anderen, er war der geborene Späher.

Der Junge rannte, er schwebte über dem Sand. Ein Auserwählter lief da, einer, den Gott ausgesucht hatte, um ihm früher als den anderen von seinen Absichten zu erzählen. Hunger und Müdigkeit waren verschwunden. Das Gras peitschte ihm gegen die Beine, die Lunge brannte ihm in der Brust. Da waren die ersten Häuser.

»Hey!«, schrie er, um sich bei den Bewohnern bemerkbar zu machen. »Hey, ihr da!«

Das Dorf war in der Ebene eingesunken, rund und abgerieben wie erodiertes Gestein. Er rannte auf eine große Scheune zu. Die Sparren waren verrottet, das Dach hing durch wie der Rücken eines alten Gauls. Der Junge bog in eine Gasse zwischen den Häusern, in der

das Gras so hoch stand wie in der Ebene. Ein lautloser Schrei stieg in ihm auf, doch noch weigerte sich sein Gehirn zu akzeptieren, was er sah – leere, stumme Fenster, überwucherte Straßen.

Keine lebende Seele.

»Hallo?«, schrie er. »Ist da jemand?«

Seine Frage hallte zwischen den Häusern aus Lehm und Holz wider.

»Wo seid ihr?«

Er rüttelte an halb verrotteten Türen, rannte in ein Haus nach dem anderen. Leer. Leer, und die Menschen waren fort. Im Herzen des Dorfes stürzte er in ein kleines Gotteshaus. Das spärliche Licht, das durch die oberen Fenster ins Innere fiel, enthüllte die Verwüstung. Heilige Bücher waren zu Asche und kleinen Fetzen zerfallen – der erkaltete Brand. Der Junge bahnte sich einen Weg zwischen den rußgeschwärzten Bänken und Schränken hindurch und ging zum Tabernakel hinauf. Dort sank er auf die Knie. Die Hände vorm Gesicht, beugte er sich vor und winselte wie ein wundes Tier.

So fanden ihn die anderen.

## KAPITEL 3

# TRANSAKTIONEN

Um halb sieben stand Pontus Beg neben seinem Bett und streckte sich, als müsste er sich aus einem Würgegriff befreien.

Er wusch sich und gurgelte mit Mundwasser. Im Spiegel sah er einen massigen Mann mit ergrauendem Haar auf Brust und Schultern. Er dachte an den Jungen, der beim Wehr im Kanal schwimmen ging – an seinen glatten, haarlosen Körper. Diese *Schwerelosigkeit* – Erinnerung an einen anderen.

In den Rohren rauschte das Abwasser der Bewohner über ihm. Ein Wasserfall, wenn jemand die Spülung zog. Die Gezeiten des Gebäudes. Seit Anfang Oktober war die Heizung in Betrieb, das Haus dehnte sich aus, es knackte, heißes Wasser floss ächzend durch die Rohre.

In den Falten des Duschvorhangs versteckte sich der Becher mit Sitas Obergebiss. Beg erinnerte sich an ihre echten Zähne. Sie hatten im Lauf der Jahre ein immer dunkleres Braun angenommen. Beim Lachen legte Sita die Hand vor den Mund. Sie schämte sich für ihre Zähne in der Farbe von Tabaksaft, fürchtete aber nichts so sehr wie den Zahnarzt. Beg hatte ihr Geld gegeben, damit sie sich die Zähne ziehen und ein neues Obergebiss anfertigen ließ. Sie bat um Vollnarkose und blieb zahnlos, bis ihre dritten Zähne fertig waren.

Der Zahntechniker hatte ganze Arbeit geleistet: Wenn sie jetzt lachte, sah es aus, als öffnete sich eine Schatztruhe voller Juwelen.

Zähne kann ich ihr kaufen, dachte Beg, aber ihren Mund nicht dazu bringen, zu sagen, was ich will.

Sita lebte nach dem beinhalten Regime der Frauen. Sie arbeitete schwer, konnte mit Nonsense nichts anfangen. Für sie lagen die Nächte mit Beg auf einer Linie mit ihren Tätigkeiten im Haushalt: Staub wischen, den Boden fegen, Essen kochen, waschen, bügeln und seine abgetragenen Hemden und Uniformen ausbessern. Jede dieser Aufgaben erfüllte sie langsam und andächtig; im Bett meinte er manchmal, sie vor sich hin summen zu hören.

Beide hatten einen leicht nachvollziehbaren Vorteil voneinander, keiner fühlte sich irgendwie benachteiligt. Beg betrachtete die Regelung als ideale Ehe, in Sitas Augen war es eine hervorragende Anstellung.

Er ging ins Schlafzimmer. Ein scharfer Zug um ihren eingefallenen Mund. Im Schlaf hatte sie einen missbilligenden Ausdruck. So sah ihr Gesicht im Ruhezustand nun mal aus, über ihren Charakter sagte es nichts.

Er schüttelte sie an der Schulter.

»Ja, ja«, murmelte sie.

In der Küche schöpfte er sich kalte Suppe aus dem Topf und löf-felte sie. Zwischendurch biss er vom Roggenbrot ab.

»Du schlalberst«, rief Sita aus dem Bad. »Wie ein Schwein.«

Beg lächelte. Ja, es war in jeder Hinsicht eine gute Ehe.

Im Warteraum des Polizeipräsidiums sprangen zwei Männer auf, als Beg hereinkam. Sofort begannen sie, hektisch aufeinander einzureden. Der eine hatte ein Schaf überfahren, das dem anderen gehörte. Der zweite Mann sagte, die Herde habe die Straße schon überquert gehabt, als plötzlich noch ein Tier hinterhergekommen sei, »ein Mutterschaf, wissen Sie«, unterbrach ihn der erste, »ein Prachtexemplar!«.

Beg wusste, dass das Überfahren fremder Schafe eine komplizierte Sache war. Alten Nomadensitten zufolge war man nicht nur für das getötete Tier verantwortlich, sondern musste den Besitzer auch noch für mehrere Generationen in der Zukunft entschädigen – der

Hirte hatte also sozusagen einen Glückstag gehabt, wenn ein Mutterschaf überfahren wurde.

»So ein schönes, kräftiges Tier ham Sie noch nie gesehen!«, jammerte der Hirte.

»Schluss jetzt!«, rief Beg.

Hinter dem Schalter spielte Oksana am Computer Patience.

»Wo ist Koller?«, fragte Beg.

Oksana sah auf. »Seine Frau hat angerufen. Ein Abszess in der Achselhöhle. Er konnte vor Schmerzen nicht schlafen, hat sie gesagt. Jetzt ist er beim Arzt.«

»Wie viele von den Dingen hat er denn?«, fragte Beg verärgert.

»Das andere war eine Fistel. Am Hintern.«

»Und wer nimmt jetzt die Anzeige auf?«

Oksana sah über Beks Schulter zu den Männern im Warteraum. »Eigentlich hat Koller Dienst.«

Beg schüttelte den Kopf. »Klingeln Sie Mentschow aus den Federn.«

Er schenkte sich eine Tasse Tee ein und ging in sein Büro. Dort war es warm, er nahm seinen eigenen Geruch wahr – den seines Körpers vermischt mit dem von Zigarettenrauch. Er wollte den Computer einschalten. Der Bildschirm blieb schwarz. Noch einmal drückte er den Knopf, aber es tat sich definitiv nichts. Er rief Oksana. Sie klopfte an die Tür und trat ein. Ihr Rock lag eng an, dort, wo der Gummizug einschnitt, konnte er die Umrisse ihrer Unterwäsche erkennen. Die obersten Knöpfe ihrer weißglänzenden Bluse standen offen. Beg fand, dass man sich im öffentlichen Dienst nicht so blicken lassen durfte. Im Bordell Morris vielleicht, aber nicht im Polizeipräsidium.

Hilflos sah er auf den Bildschirm.

»Schon wieder kaputt?«, fragte sie.

Er rollte seinen Stuhl zurück. Oksana ging in die Hocke und drückte auf POWER. Sie stand wieder auf und umrundete den Schreibtisch. »Na bitte. Ist doch logisch.«

Sie hielt ihm den Stecker entgegen. Sie würde den Putzfrauen die Hölle heiß machen, sagte sie und stöpselte den Computer wieder ein. Ächzend setzte er sich in Gang, der Bildschirm leuchtete auf.

Beg sehnte sich nach seiner Schreibmaschine.

Nach einer Stunde kam Oksana, um ihm mitzuteilen, dass Koller und Mentschow immer noch nicht da seien. Die Männer würden aber noch warten.

»Richten Sie Koller aus, dass ich ihm sämtliche Knochen breche, wenn er nicht sofort hier auftaucht. Er hat Wochenenddienst, verdammt noch mal! Eine Fistel hindert einen doch nicht daran, Anzeigen aufzunehmen.«

»Ein Abszess.«

»Egal.«

»Ich werde es ihm etwa mit diesen Worten weitergeben.«

Beg öffnete den kleinen Tresor in seinem Büro. Ganz unten lagen die monatlichen Abgaben. Geld in Beuteln, in Umschlägen, in gefalteten Papierbögen, zusammengehalten von Büroklammern oder Gummibändern. Geld, das seine Leute am Straßenrand für Geschwindigkeitsübertretungen eingenommen hatten, fürs Überfahren roter Ampeln, für Barfußfahren – ganz sicher war es verboten, sich ohne Schuhe ans Steuer zu setzen. Der Wagen wurde angehalten, dann fragte man den Fahrer, ob er als Verkehrssünder registriert werden wolle. Das war das Startsignal für die Transaktion. Niemand wollte polizeilich erfasst werden. Die Bußgelder wurden an Ort und Stelle entrichtet.

Beg zählte alles zusammen und teilte es nach Dienstgrad und -jahren auf. Vor ihm lag ein dickes Bündel Scheine, das er zu einer Reihe kleinerer Bündel umschichtete. Er steckte das Geld in Umschläge, versah sie mit den Namen der Empfänger. Am Monatsersten holte sich jeder seinen Anteil ab.

In diesem Land bestiehlt jeder jeden, dachte Beg, und wer nicht

stiehlt, der bettelt. Überall hielt jemand die Hand auf – kein Haus wurde gebaut, kein Dienst geleistet, ohne dass irgendjemand einen Teil des mit der Transaktion verbundenen Geldes einstrich. Das System war allumfassend; ein gewaltiges Netz von Schmiergeldern, Bestechung, Erpressung und Diebstahl – wie man es auch nennen wollte. Als Polizeikommissar befand er sich etwa auf halber Höhe der Leiter; große Hände sackten die fetten Brocken über ihm ein, kleine Hände grapschten sich die Krümel unter ihm. Jeder beteiligte sich daran, alle profitierten von diesem Wirtschaftssystem, und alle litten darunter.

Gegen Mittag verließ er das Präsidium und fuhr zu Tina Bazookas Bar zum Essen. Michailopol: seine Stadt. Laut dem letzten Zensus neununddreißigtausend Einwohner. Früher gab es in der Grenzstadt ein renommiertes Institut für Kernforschung und einen Eishockeyverein, der zweimal in Folge aufstieg und um ein Haar Landesmeister geworden wäre. Beg erinnerte sich noch an die Aufregung. Anfang des vergangenen Jahrhunderts, zur Blütezeit Michailopols, wurden hundertfünfzigtausend Einwohner gezählt. Der Bahnhof verband die Stadt mit dem Rest der Welt, stündlich fuhren fünfzehn Züge ab. Jetzt wusste Beg nicht einmal mehr, wo die Gleise gelegen hatten. Der Stahl war herausgerissen und zu Schuppen oder Zäunen verbaut worden. Die Bahnschwellen wurden in kalten Wintern kleingehackt und durch den Ofen gejagt. Den Art-Nouveau-Bahnhof gab es noch, jedoch in einem derartigen Stadium des Verfalls, dass er nicht mehr zu retten war. Ein Bestattungsunternehmer lagerte seine Särge in einem Nebengebäude.

Der Untergang Michailopols hatte sich genauso stürmisch vollzogen wie sein Aufstieg. Sechzehn orthodoxe und katholische Kirchen gab es früher, und zwei Synagogen. Die Gottesdienste der armenisch-apostolischen Kirche lockten die Jungen aus dem weiten Umkreis wie Fliegen an, denn es gab keine schöneren Mädchen als die armenischen.

Beg erinnerte sich noch an die Prügeleien nach der Messe – die Väter und Brüder gegen die Bauernlummel, die es auf ihre Töchter und Schwestern abgesehen hatten.

Auch die Armenische Kirche war schon lange verschwunden.

Er parkte vor Tinas Bar und ging hinein.

»Pontus, Schätzchen«, begrüßte ihn Tina, als er sich an die Theke setzte.

Tina Bazooka – selbst Heiligenfiguren kamen bei ihrem Anblick ins Schwitzen.

Sie strich Beg über den Handrücken. Bordellmanieren wird man nicht mehr los.

Sie habe ihren Sohn besucht, er wohnte bei ihrer Mutter im Süden. Tina schob Hackbraten in die Mikrowelle und schenkte ihm Bier ein. Sie zeigte ihm Fotos ihres Sohnes auf dem Handy.

»Schon so groß«, sagte Beg.

»Nächstes Jahr hole ich ihn hierher.«

Er schob das Handy über den Tresen zurück. An der plüschigen neonfarbenen Hülle baumelten billige Herzchen.

»Warum auch nicht? Hier fehlt es an nichts. Schulen ...«

»Aha, und was noch?«, fragte sie spöttisch.

»Ein Schwimmbad.«

»Geschlossen.«

»Wirklich?«

»Mit den Mädchen waren wir früher immer mal schwimmen. Das geht jetzt nicht mehr.«

Beg suchte nach anderen Angeboten für Kinder. »Der Valentinspark. Da gibt es ...«

»Das Vergewaltigerwäldchen? Das soll wohl ein Witz sein!«

»Da ist ein Spielplatz.«

»Er ist dreizehn.«

»Dann kann er Fußball spielen«, sagte Beg zufrieden.

Tina drehte sich abrupt um und ging ans andere Ende der Theke.



Beg hatte einen Fehler gemacht, jetzt fiel es ihm wieder ein – zu spät, was für ein Trottel er doch war! –, der Fuß ihres Sohnes. Tina hatte immer dem Atomregen die Schuld an der Missbildung gegeben, ihr Heimatdorf lag in einem berüchtigten Testgebiet. Ihre Bemühungen, ihrem Sohn einen Ausweis für Opfer von Atomversuchen zu beschaffen, waren gescheitert. Immer noch wurden regelrechte Monster geboren, Mutanten; dagegen war ein Klumpfuß gar nichts. Es war auch nicht gerade förderlich, dass das Kind wahrscheinlich im Morris gezeugt und in einem Michailopoler Krankenhaus geboren worden war.

Beg aß den Hackbraten und trank das Bier. Aus dem Augenwinkel linste er zu Tina. Wie konnte so etwas bloß geschehen? Auf ihrem Busen wippte ein schweres goldenes Kreuz. Tina hatte sich von ihrem alten Leben verabschiedet, und wie alle anderen in der Bar zerfraß sich Beg vor Gram.

Unter ihren ehemaligen Freiern kursierte ein Witz: »Nehmt dieses Brot, das ist mein Leib«, sagte Jesus von Nazareth beim letzten Abendmahl zu seinen Jüngern. »Nehmt diesen Leib, das ist mein Brot«, sagte Tina Bazooka zu ihren Freiern.

Als sie eine Bar eröffnete, folgten ihr die meisten Kunden. Ihr Hackbraten schmeckte allen ausgezeichnet, doch ihr Körper wäre ihnen tausendmal lieber gewesen.

Am Anfang war es eine ziemliche Umstellung, aber alle gaben sich Mühe.

Eigentlich, fand Beg, war der Übergang erstaunlich friedlich verlaufen. Vielleicht klagte aber auch keiner, weil jeder seinen Anteil an ihr gehabt hatte.